

Haß gegen England.

Was schierr uns Russe und Franzos?
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß,
Wir lieben sie nicht, wir hassen sie nicht,
Wir schützen Weichsel und Wasgenpaß,
Wir haben nur einen einzigen Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben nur einen einzigen Feind,
Den ihr alle wißt, den ihr alle wißt:
Er sitzt gebückt hinter grauer Flut
Durch die Wasser getrennt — die sind dicker als
Blut —

Voll Meid, voll Mut, voll Eide, voll List,
Wir wollen treten in ein Gericht,
Einen Schwur zu schwören Gesichts in Gesicht,
Einen Schwur von Eiz, den verläßt kein Wind,
Einen Schwur für Kind und Kindeskind,
Vernehmt das Wort, sagt nach das Wort,
Es wälze sich durch ganz Deutschland fort:
Wir wollen nicht lassen von unserem Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind:
England!

Nimm Du die Wälder der Erde in Sold,
Baue Wälle aus Barrer von Gold,
Bedecke die Meerflut mit Bug bei Bug,
Du redestest Flug, doch nicht Flug genug,
Was schierr uns Russe und Franzos?
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß!
Wir kämpfen den Kampf mit Bronze und Stahl
Und schließen Frieden irgend einmal.
Dich werden wir hassen mit langem Haß,
Wir werden nicht lassen von unserm Haß,
Haß zu Wasser und Haß zu Land,
Haß des Hauptes und Haß der Hand,
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,
Droffeln der Haß von siebzig Millionen.
In Liebe vereint, in Haß vereint,
Sie haben alle nur einen Feind:
England!

Dieses Gedicht, das das Empfinden aller Deutschen wiedergibt, stammt von einem Soldaten des 10. bayrischen Infanterieregiments und ist auf Befehl des Generalcommandos an alle bayrischen Truppen im Felde verteilt worden. Nie hat ein Volk solchen Haß gegen sich erweckt wie England in diesem Kriege. Und die Glut dieses Hasses werden auflodern zu gierigen Flammen und dieses Volk, das eine ganze Kulturwelt verschlingen wollte, vernichten. Lebt heute noch ein Deutscher zwischen Maas und Memel, Ostsee und Belt, der nicht als das letzte und höchste Ziel dieses Krieges, als eine heilige Sehnsucht die Vernichtung Englands kennt?

Angeregt durch den prachtvollen Armeebefehl des bayrischen Kronprinzen wurde das Gedicht „Haß gegen England“ an die Truppen verteilt. Es sollte in 60 Millionen Exemplaren an alle Deutschen verteilt werden. Denn es gibt nur einen Weg, einen einzigen, der zum Ziele führt: Den Haß zu schüren, den flammenden, vernichtenden Haß, daß er glühe und auflodere, bis die heilige Stunde kommt, da wir betend und dankend es hier auszusprechen dürfen in alle Welt: „Deutschlands Truppen sind an Englands Küste gelandet und kamen nun dem Feind an das verräterische Herz, das alles Menschliche und Natürliche leugnet, das alles leugnet, was jemals Menschen heilig war.“

Dann ist auch die Stunde gekommen, wo wir mit dem hinterlistigen Gegner das Konto Tjingtau begleichen können, denn das Kapitäl Tjingtau ist noch nicht zu Ende. Von den zerstörten Forts, aus der beschossenen unbefestigten kleinen Stadt, von dieser ganzen Schöpfung deutscher Kultur steigt etwas auf, das sowohl den Schleichern in London und den Räubern in Tokio unbekannt ist: daß nämlich Menschenwerk zerstört werden kann, daß aber der Geist unzerstörbar ist. Und so sind die Helden von Tjingtau, als sie unterlagen, doch Sieger geblieben, denn ihr Blut ist Zeuge geworden einer Liebe, die nie versagt, einer Treue, die der Tod nicht brechen kann, einer Pflichterfüllung, die Wunden und Qualen überdauert, eines Stetiges, der deutsch und somit unüberwindlich ist.

Die hinterlistigen Mächter am Themestrund und die Räuber Nippons dachten, Deutschlands Macht in Ostasien, sein Einfluß in China ist vernichtet, wenn das Bollwerk Tjingtau zerstört ist, und schon jetzt müssen sie erleben, daß auch diese Rechnung falsch war; denn der Geist der Helden, die für Deutschlands

Ehre im fernen Orient fielen, ist eine wunderbare Saat geworden, deren Früchte schon jetzt aufgehen. Wie chinesische Blätter rühmen die deutsche Tapferkeit, den deutschen Heldenmut, die Treue, die Ausdauer, den Fleiß, die Kulturarbeit der Deutschen und bedauern, daß diese Arbeit, die für China segensreich war, unterbrochen wird.

Ja, sie wird nur unterbrochen, denn das Kapitäl Tjingtau ist noch nicht zu Ende. Kaiser Wilhelm hat einmal, nach der Besetzung Tjingtaus (1898) gesagt: „Wo der deutsche War Besitz ergriffen und die Krallen in ein Land hineingeklammert hat, das ist deutsch und wird deutsch bleiben immerdar.“ An einem Kaiserwort soll man nicht drehen und drehen! Tjingtau soll deutsch bleiben. Das muß das deutsche Heer unter den lieblichen Vattern übertönen Kanal in ihrer Hauptstadt nachdrücklich in die Ohren schreien. Wir können keinen Frieden schließen, ohne Genugtuung für diesen Raub, den zwar die Japaner ausführten, der aber von England angebilligt wurde.



Kapitän zur See Meyer-Walbeck, der Gouverneur von Kantschau, wurde in dem letzten Kampf verwundet.

Unser Sieg wäre ein halber, trotz aller Heldentaten und Erfolge, wenn wir nicht die Ehrenpflicht erfüllen, das Stücken Erde, auf dem so vieler Seldens Blut geflossen ist, für uns zurückzufordern. Freilich wird England in eine üble Lage kommen, denn wahrlich hat man die Beute des Raubzuges den Räubern verschoben. Aber was schadet das? Was hat England nicht schon alles versprochen, ohne es zu halten! Sein Wachstum ist die Geschichte gebrochener Eide, zerfertigter Verträge, abgeleiteter Vereinbarungen und schände gebrochener Versprechen. Mögen sie sich mit Japan auseinandersetzen. Das Kapitäl Tjingtau ist für uns erst beendet, wenn unsere Flagge wieder auf dem Stücken Erde weht, das den größten Heldentat der Weltgeschichte sah und das Zeuge war, wie aus der deutschen Lammsgebild der Haß gegen England wurde.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Der Kaiser zum Falle Tjingtau.
Von dem Kaiser ist bei dem Reichstagspräsidenten Dr. Kaempf nachstehendes Telegramm eingetroffen: „Ich danke Ihnen für den Ausdruck der Gefühle des Schmerzes und des Vertrauens auf die Zukunft, von dem der Reichstag und alle deutschen Herzen angefaßt sind. Die heldenmütige Verteidigung der in langjähriger Arbeit geschaffenen Musterstätte deutscher Kultur bildet ein neues Ruhmesblatt für den Geist der Treue bis zum Tode, den das deutsche Volk mit seinem Heer und seiner Flotte in dem gegenwärtigen Verteidigungskampf gegen eine Welt von Haß, Meid und Begehrlichkeit schon so

männigfach — will's Gott, nicht vergeblich — betätigt hat.“

— Diese Zeitungen bringen noch einige Einzelheiten über den Fall von Tjingtau. Der englisch-japanische Angriff begann am Donnerstag und wurde bis zum Freitag abend ununterbrochen fortgesetzt. Die Verbündeten hatten enorme Verluste. Um 7. b. Mts. morgens 1 Uhr 40 Min. setzte der Hauptangriff der Infanterie mit Pionieren unter Führung des Generals Josimi Yamada ein. Gleichzeitig überschüttete schwere Belagerungsgeschütze das Fort Jitis, den Schlüssel der deutschen Stellung. Unter dem fürchterlichen Geschößregen brach schließlich der hartnäckige Widerstand des deutschen Forts zusammen, das die Japaner 5 Uhr 10 Min. morgens stürmten. Gleichzeitig wurde auf dem linken Flügel ein Sturmangriff ungeheurer Masseninfanterie, unterstützt von Artillerie, angelegt, und ein dort liegendes Fort genommen. Die deutschen Verteidiger fügten den Angreifern ungeheure Verluste zu, bis die weitere Verteidigung in den zu Trümmerhaufen zusammengeschossenen Stellungen unmöglich war. Um 7 Uhr morgens ergaben sich dann die Verteidiger des Observatoriumsberges. Der Sturm kostete den Verbündeten mehr, als die ganze Besatzung Tjingtaus betragen hat.

Verluste der Engländer und Indier.

Der Pariser Temps verherichtet die Haltung der englischen und indischen Truppen. Einzelne englische Kavallerie-Regimenter verloren in wenigen Stunden die Hälfte ihres Bestandes, hätten aber nicht beständiger mit Todesverachtung weitere Angriffe ausgeführt. Die Indier wurden nicht weniger hart mitgenommen, blieben aber auch nicht weniger standhaft. Besonders während der ersten acht Tage nach ihrer Ankunft vor dem Feinde erlitten sie stellenweise ungeheure Verluste. — In Verdun wurde nach amtlicher Mitteilung eine Batterie weittragender Marinegeschütze aufgestellt und alle Flüchtlinge aus der Umgebung und aus der Stadt entfernt. Die Stadtbevölkerung ist von 18 000 auf 2000 herabgegangen.

Der heilige Krieg im Orient.

Immer lauter werden die Stimmen in der Türkei, die betonen, daß der Kampf gegen ihre Feinde eine gemeinsame Aufgabe aller Mohammedaner und eine religiöse Pflicht sei. Auch Verkünder müssen an Krieg teilnehmen. Wenn auch Persien infolge der englischen und russischen Machenschaften heute über keine reorganisierte Armee verfüge, würden doch die tapferen Stämme der Karadaghs, Schahsewennen, Bachtaren und Kaschgais den Feinden sehr gefährlich werden können. Vom Scheich ul Islam, dem höchsten Geistlichen der Türkei, wird in einer Fetwa (religiöses Gebot) ein religiöser Aufruf an alle Mohammedaner vorbereitet, der besagt: Wer gegen die türkische Armee und deren Verbündete schießt, ist kein Krieger, sondern ein Mörder und hat die religiösen Folgen zu tragen. Im Anschluß an diese Fetwa soll der heilige Krieg im ganzen Orient erklärt werden.

Griechenland mit England im Bunde?

Die englische Regierung hat an Griechenland das Ersuchen gerichtet, fünfzigtausend Mann griechischer Hilfstuppen nach Ägypten zu entsenden. Nach Londoner Blättermeldungen soll die Athener Regierung unter der Bedingung zugestimmt haben, daß England für die Erhaltung des Friedens auf dem Balkan sorgt.

Die internationale Lage.

So ganz anders haben sich unsere Feinde den Vernichtungskrieg gegen Deutschland gedacht. Frankreich und Rußland sollten in unaushaltbarem Siegeslauf den Spaziergang von ein paar Tagen über die Trümmer der rettungslos überannten deutschen Heere nach Berlin zurücklegen, während England in knapp zwei Wochen oder, wie noch löstliche Schreiber prahlten, bevor auch nur die Kriegs-

erklärung nach dem Festlande gelangt sei, die „kammerliche“ deutsche Flotte bis auf die letzte Nuschale vernichten sollte.

Und heute? Deutschlands Boden ist frei von Feinden! Weit drinnen in Feindesland stehen die deutschen Truppen in auswärtsreichem Kampfe gegen die russischen Meeresmächten, gegen das europäisch-afrikanisch-asiatische Völkergemisch in Frankreich. Schwere Niederlagen haben die Deutschen auf beiden Kriegsschauplätzen ihren Feinden beigebracht und damit ihre Gegner entmutigt, sich selber aber eine Sieghaftigkeit und eine Erfolgssicherheit gewonnen, die schon jetzt das glückliche Erreichen des Endzieles verbürgen dürfte. Zur See haben deutsche Schiffe die englische Handelsflotte durch kriegsgerechte Reparatur aufs schwerste geschädigt, das Märschen von der unbezwinglichen englischen Flotte in mehrfachen Seesiegen schon jetzt ein für allemal gründlich zerstört und durch einen kühnen Angriff auf Englands Küste den Kampf bereits erfolgreich bis ins Herz des Feindes getrieben. Schon haben auch deutsche Luftflieger die ersten Bomben auf englischen Boden herabgeschleudert, so daß also auch der gefürchtete Luftangriff den Engländern schreckliche Gewisheit gemeldet ist.

Am schlimmsten ist von dieser Entwicklung England enttäuscht, und es kann nicht mundernehmen, wenn man in England immer nödiger wird, wenn sich das ganze Land es immer steigende Aufregung bemächtigt. Denn nicht allein die Erfolge der Deutschen machen den Engländern Kopfzerbrechen. Ist es doch, als ob die ganze Weltordnung sich gegen England verschworen hätte! Wohin man auf Gottes Erdboden sieht — fast überall ergeben sich für John Bull Unheiligkeiten über Unheiligkeiten aus diesem Weltkrieg, den er doch so schlau und kühl berechnend gegen Deutschland angeklagt, und bei dem er sich so gewaltig verrecknet hat!

In Südafrika nimmt die Burenhebung einen Umfang an, daß England mit gutem Grunde Angst haben muß, diese vor zwölf Jahren mit soviel Geld und Blut erlangte Kolonie wieder zu verlieren. Durch den Burenkrieg ist Ägypten gleichfalls aufs Ärgste gefährdet, und wenn unter der erhobenen Fahne des Propheten der ganze Islam sich mit all seinem Fanatismus erhebt, so dürfte auch Indiens Zukunft als „englisches Kaiserreich“ sehr in Frage gestellt sein. Ferner kann auch die russischenglische Entschlaltung in Persien nicht ohne folgenschwere Rückschlüsse bleiben, und die unermarteten Schwierigkeiten in der Durchführung des englisch-japanischen Schurzstreiches auf Kantschau mit der jetzt drohenden Einklemmung Chinas sind auch nicht geeignet, die Note John Bulls zu verringern.

Vor allem aber hat England sich durch die niederträchtige Behandlung der neutralen Staaten sich viele heimliche Feinde gemacht. Schrieb doch erst vor wenigen Tagen ein angesehenes nordisches Blatt: „Wenn wir fünfzig Unterseeboote hätten, dürfte England nicht wagen, uns so zu behandeln.“ Schweden, Norwegen, Dänemark erheben lauten Einspruch, die Ver. Staaten haben wiederholt diplomatische Schritte in London unternommen, Spanien bleibt allen Redungen Englands gegenüber kühl, seit man in Madrid erhört, daß den Portugiesen als Lohn für ihr etwaiges Eingreifen in den Krieg eine spanische Provinz versprochen wurde.

bleibt noch das kleine Portugal, das man noch jetzt in höchster Not, mit Versprechungen und Drohungen zu gewinnen sucht. Ob das portugiesische Heer auf Frankreichs Schlachtfeldern mitmacht oder nicht, spielt keine Rolle. Aber es scheint, als ob man sich in Lissabon doch noch besonnen hat, weil man weiß, daß außer Englands fragwürdiger Freundschaft nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren ist. Und Italien? Man hat im Dreierbündnis etwas von dem Kabinettsschmelzer erhofft, aber man ist enttäuscht worden: Italien bleibt nach wie vor neutral. So nimmt man denn noch immer die letzte Zuflucht zur Rüge. Und soweit ist England gelangt, daß es noch jetzt die neutrale Welt belästigt, nachdem jedermann weiß, daß diese Belästigungen überall gebrandmarkt sind, wo England nicht herrscht. Von den Neutralen kann England nichts mehr erwarten.

Doch glücklich geworden.

24) Roman von Dito Elster.
(Fortsetzung.)

„Zeitgen Sie mir den Wechsel!“
„Vorläufig werde ich ihn in meinem Geldschrank da behalten. Oder sind Sie gekommen, um ihn einzulösen?“
„Nein — ich werde ein gefälschtes Papier nicht einlösen. Wie sind Sie zu dem Wechsel gekommen?“
„Nun, ich habe ihn mit anderen gekauft.“
„Sie haben ein falsches Spiel getrieben, Herr Martini — oder Sie sind selbst betrogen — auf alle Fälle muß ich darauf bestehen, daß Sie mir den Wechsel zeigen und mir denjenigen nennen, von dem Sie ihn gekauft haben.“
„Ich werde beides nicht tun, Herr Hammer.“
„So werde ich Sie dazu zwingen!“
„Durch wen?“
„Durch das Gericht.“
„Sie wollen die Sache anhängig machen?“
„Ja.“
„Nun, mir kann es recht sein, wenn Sie sich in der Leute Mäuler bringen wollen. Aber um Ihnen zu zeigen, daß ich es gut mit Ihnen meine, will ich Ihnen einen Vorschlag machen. Der Wechsel lautet, wie Sie wohl wissen werden, über zweitausend Mark.“
„Ich weiß von nichts!“
„Nun gut — dann hören Sie es jetzt. Also der Wechsel lautet über zweitausend Mark. Sagen Sie Ihrem Vater oder Ihrer Schwester, daß er oder sie mir diese Summe zahle und

ich überliebere Ihnen den Wechsel. Dann ist die Geschichte aus der Welt.“
„Weshalb haben Sie, als meine Schwester sich erbot, meine Schulden zu tilgen, ihr den Wechsel nicht mit überliefert, wenn Sie so fest überzeugt waren, daß ich ihn ausgefüllt hatte.“
Herr Martini lächelte schlaue.
„Nun,“ sagte er höflich, „man gibt nicht gern sein letztes Wäffchen aus der Hand.“
„Ah — Sie sind ein...“
„Salt, junger Mann,“ züchtete der Alte, seine bürre Hand auf den Arm Herberts legend, „sprechen Sie lieber das Wort nicht aus. Es könnte unserer Freundschaft endgültig ein Ende machen. Ich habe alles getan, um Ihren leichtsinnigen Streich nicht an die Öffentlichkeit zu bringen...“
„Ich habe die Öffentlichkeit nicht zu scheuen!“
„Wirklich nicht?“
„Nein — der Beweis mag Ihnen sein, daß ich von Ihnen direkt zum Staatsanwalt gehen werde, um mich selbst zu denunzieren, damit eine Untersuchung eingeleitet wird. Ob Ihnen das angenehm sein kann, weiß ich nicht — ist mir aber auch gleichgültig. Ich will meine Ehre nicht durch heimliche Verdächtigungen beschmutzen lassen.“
Martinis Augen schweiften unruhig umher. Eine Untersuchung der Angelegenheit war ihm durchaus nicht angenehm: es konnten da Dinge seines Geschäftsbetriebes zur Sprache kommen, die höchst peinlich für ihn werden mußten.
„Wollen wir die Sache doch nicht lieber unter uns abmachen?“ fragte er.

„Nein.“ war die entschiedene Antwort Herberts.
„Was verlangen Sie denn?“
„Ich will den Wechsel sehen.“
„Nun, der Wunsch soll Ihnen erfüllt werden.“
Damit schlich er zum Geldschrank, öffnete ihn und holte mehrere Papiere hervor.
„Da — sehen Sie den Wechsel. Er trägt die Unterschrift Ihres Vaters; und hier ist das Protokoll des Protokolls, in dem Ihr Vater erklärt, daß seine Namensunterschrift gefälscht sei.“
„Aber wie kommen Sie auf den Gedanken, daß ich diese Fälschung begangen haben sollte?“
„Sehr einfach. Der Mann, dem ich den Wechsel abkaufte, sagte mir, daß Sie ihm den Wechsel selbst übergaben.“
„Wie heißt dieser Mann?“
„Karl Wilhelm Bollmerding...“
„Ich kenne den Mann nicht. Wo wohnt er?“
„In Berlin, Rothenturmstraße...“
„Nun gut, ich werde den Mann selbst aufsuchen und von ihm Aufklärung verlangen. Wollen Sie mir den Wechsel anvertrauen?“
„Ja — aber...“
„Ich stelle Ihnen eine Empfangsbekanntmachung aus und gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihnen das Papier in drei Tagen zurücksenden werde.“
Die entscheidende Haltung Herberts übte doch einen Einfluß auf den alten Martini aus. Er wurde nun auch zweifelhaft, ob Herbert der Aussteller des Wechsels war, andererseits

fürchtete er, um sein Geld zu kommen, wenn er den Wechsel aus der Hand gab.
„Wenn Sie auf meinen Vorschlag nicht eingehen, muß ich den Staatsanwalt benachrichtigen“, sagte Herbert mit drohender Entschlossenheit.
„Das ist nicht nötig, entgegnete Martini nach einigem Nachdenken. Ich will Ihnen aber einen anderen Vorschlag machen: wir fahren zusammen nach Berlin und fordern mit dem Mann. Da er behauptet, Sie persönlich hätten ihm den Wechsel übergeben, muß er Sie ja wiedererkennen, wenn seine Behauptung der Wahrheit entspricht. Wenn das nicht der Fall ist, so ist er das Opfer eines Betrügers gemorden.“
„Der Vorschlag läßt sich hören.“
„Sie sind einverstanden?“
„Ja — aber ich kann nicht lange warten. Wir müssen noch heute die Reise antreten.“
„In einer Stunde bin ich bereit, um vier Uhr kommt der Schnellzug hier durch, um sechs Uhr können wir in Berlin sein.“
„Gut. Ich werde Sie auf dem Bahnhof erwarten. Aber merken Sie sich, wenn Sie mich im Stich lassen, gehe ich direkt vom Bahnhof zur Staatsanwaltschaft.“
„Ich werde kommen — mir liegt jetzt selbst an der Aufklärung dieser seltsamen Geschichte.“
„Nun denn — auf Wiedersehen um vier Uhr auf dem Bahnhof...“

19.
Nach einem langen, tiefen Schummer erwachte der alte Hammer. Sein Auge suchte unruhig umher, seine Lippen bewegten sich murmelnd.